

Braem-Preis 2006: Dankrede des Preisträgers, Wolfenbüttel im September 2006

Manfred Allié

VON ZUGVÖGELN UND ZIGEUNERN

Leute, die an die Tür klopfen, sind, wie ich spätestens seit dem Highsmith-Roman weiß, nicht immer angenehme Zeitgenossen, und als an jenem Freitagnachmittag mitten im Fußballländerspiel das Telefon klingelte, da habe ich nichts Gutes erwartet, eher einen *Verkäufer*. Aber dann waren es Hans Jürgen Balmes und Ragni Maria Gschwend, und die beiden wollten nichts von mir, sie wollten mir etwas geben – Kalt erwischt, Wie ein Stich durchs Herz, und außer danke wußte ich nicht viel zu sagen – woran sich, nebenbei, bis heute nichts geändert hat. Aber, dachte ich schließlich nach dem ersten Schreck, *Es liegt doch auf der Hand*, daß all meine Mühen auch einmal gewürdigt werden, *Ein Jegliches hat seine Zeit*. Und so habe ich denn die *Überfahrt* hierher gemacht, und das mit *Tiger*, und zumindest bisher haben wir noch keinen *Schiffbruch* erlitten, auch wenn so eine Dankrede ja eine *Feuerprobe* ist, ein *Prüfstein*, und man am liebsten in den erstbesten *Schatten fliehen* würde.

Alles Titel von Büchern aus meiner (oder unserer)¹ Werkstatt, und wenn man sie so Revue passieren läßt, hat man ja schon den Eindruck, daß sie alle seit langem auf den heutigen Tag vorausweisen. Und allen voran natürlich der Titel des Buches, für das ich heute so reich beschenkt werde. Wir wollen Patrick Leigh Fermor nicht unterstellen, daß er seinen Buchtitel mit Blick auf die Buchhandlungen gewählt hat, aber Sabine Dörlemann – auch eine, die heute hier mitgeehrt wird – hat ihn sicher gerne übernommen, und wer weiß, ob die Magie des Titels nicht sogar ein wenig bei den Preisrichtern gewirkt hat. Und nun wo die *Zeit der Gaben* also gekommen ist, nehme ich den Braem-Preis dankbar und mit Freuden entgegen.

Zugvögel und Zigeuner, neben der Assonanz verbindet das Motiv des Ziehens die Ausschnitte aus zwei neuen Büchern, die ich heute abend vorlesen will, denn ein Stückchen Literatur ist doch schöner als eine lange Rede, und natürlich wird dabei die Frage mitschwingen, ob wir Übersetzer denn selbst eins von beiden sind oder gar beides, die Vögel mit ihrer doppelten Heimat und der Landkarte im Kopf oder die frei umherziehenden Zigeuner, überall und nirgends zuhause.

Kraniche landen in der Dämmerung. Sie schweben in lockeren Ketten vom Himmel. Zu Dutzenden streben sie aus allen Richtungen herbei und sinken mit der Dunkelheit herab. Hunderte von *Grus canadensis* rasten an dem noch halb gefrorenen Fluß. Sie sammeln sich auf den Inseln im seichten Wasser, wo sie grasen und unter Flügelschlagen ihre Trompetenrufe ertönen lassen: die Vorhut einer gewaltigen Wanderung. Von Minute zu Minute werden es mehr, und die Luft färbt sich rot von ihren Schreien.

Ein Hals reckt sich lang, die Beine baumeln herab. Flügel wölben sich nach vorn, ihre Spannweite so groß wie ein Mensch. Die Schwungfedern wie Finger gespreizt, legt der Vogel sich schräg in den Wind. Der blutrote Kopf macht eine Verbeugung, und die Flügel berühren sich – ein langgewandeter Priester spendet den Segen. Die Schwanzfedern richten sich auf, und der Leib sackt nach unten, plötzlich kommt ihm der Boden entgegen. Beine strampeln; mit den nach hinten abgewinkelten Knien sehen sie aus wie das gebrochene Fahrgestell eines Flugzeugs. Ein weiterer Vogel im Sinkflug findet strauchelnd einen Platz auf der dicht bevölkerten Landebahn an diesem wenige Meilen langen Ufer, wo der Fluß noch so sauber und breit ist, daß er ihnen Sicherheit bietet.

Die Dunkelheit kommt früh, und so wird es noch einige Wochen lang bleiben. Der Himmel, eisblau hinter den Wipfeln der Weiden und Pappeln, flammt für kurze Zeit rosenrot auf, dann verglüht er zu Indigo. Ende Februar am Platte River; der kalte Nachtdunst hängt über dem Fluß und überzieht die Stoppelfelder des vergangenen Herbsts mit weißem Rauhreif. Die aufgeregten Vögel, groß wie Kinder, stehen dichtgedrängt, Flügel an Flügel, an diesem Abschnitt des Flusses, den die Erinnerung sie zu finden gelehrt hat.

Wie seit Urzeiten versammeln sie sich zum Ende des Winters hier am Ufer, bedecken wie ein Teppich das Sumpfland. In diesem Licht erinnern sie fast noch an Saurier: die ältesten Flugierte der Erde, nur einen zaghaften Schritt entfernt vom Pterodaktylus. Als es endgültig dunkel wird, ist es wieder eine Welt der Anfänge, der gleiche Abend wie damals, als vor sechzig Millionen Jahren diese Wanderung begann.

Das ist der Anfang des neuen Romans von Richard Powers, *Das Echo der Erinnerung*. Das Bild von den Kranichen ist nur eines im großen Motivgeflecht, bei dem es darum geht, wie wir wissen können, was wir wissen, und wie trügerisch und zerbrechlich – und dabei wie lebensnotwendig – unsere Erinnerung ist.

Daß Übersetzer komische Vögel sind, wissen wir, aber sind wir auch Zugvögel, fliegen wir von der einen Sprache zur anderen, ein Buch im Schnabel, und verkünden unsere Trompetenrufe?

Oder sind wir doch eher wie der Wanderer, der sich vor nun schon über siebzig Jahren auf seinen Fußmarsch quer durch Europa machte, der zwar ein Ziel vor Augen hatte, aber nie eine feste Route, der sich von seinen Impulsen leiten ließ, bei allem verweilte, was ihn faszinierte, neugierig und wißbegierig eine fremde Welt erkundete und sie in wunderbaren Büchern den Daheimgebliebenen erschloß?

Schon gleich bei seiner Ankunft in Budapest – im zweiten Band seiner Reisebeschreibung, *Zwischen Wäldern und Wasser* – schlugen die Musikanten Patrick Leigh Fermor in den Bann:

Ich war begeistert von den Sehenswürdigkeiten, besonders von bestimmten Flecken an den Hängen von Buda, wo spätabends ein halbes Dutzend Zigeuner die Gäste heimsuchte wie ein Schwarm lächelnder Krähen und alles mit dem eigentümlichen Klang ihrer Musik verzauberte. Schlecht gespielt kann sie klingen wie Kunsthonig mit Glasscherben, und es mag sein, daß die Melodien nicht wirklich ungarisch sind – Bartók und Kodály bestehen darauf, daß es Zigeunerweisen sind und folglich nicht-magyarisch –, aber sie hatten Liszt getäuscht und sie begeisterten mich. In den langsamen Passagen schwebten die Hämmer des Zimbalons zögernd über den Saiten, und die Violinen verharrten matt und träge, doch dann sprang die Flamme mit einer abrupten Synkope wieder auf, Hämmer und Bögen verdoppelten das Tempo, und der Hackbrettspieler schien genauso vom Wahnsinn geschüttelt wie der erste Geiger, dessen Finger wie in einem schwarzen Knoten über die Saiten huschten; er beugte sich zum Ohr eines Zuhörers hinunter, bis der Bogen es beinahe berührte, und das machte er mit einem nach dem anderen so und klammerte sich dabei an sein Instrument wie ein Mittelgewichtsboxer im Clinch – Darbietungen, von denen man sich vorstellte, daß sie nur in der Ekstase enden konnten oder in einem Ohnmachtsanfall. Himmelhohe Glissandi, ein Regen von Pengös: Augen wurden glasig, als Korken um Korken knallte.

Fermor war fasziniert von den Zigeunern, denen er auf seinem Weg durch Mitteleuropa begegnete, von den gewitzten Kindern, den stattlichen Männern, den schönen Frauen in ihren bunten Kleidern – und vor allem der Musik. Fermor ist ein Mann mit Ohren. Wo immer er

hinkommt, horcht er, versucht die fremde Sprache zu verstehen und zu deuten, und schon die kleinste Basis reicht ihm, um seine gelehrten Theorien zu entwickeln, die diese Bücher so spannend und zugleich so unterhaltsam machen.

Freunde haben ihm ein Pferd geliehen, und er reitet durch die Pußta und stößt auf ein Zigeunerlager.

Zum Glück hatten sie ihr kleines Abendessen bereits hinter sich! Abgesehen vom Igelbraten, der ja sehr schmackhaft sein soll, galt ihre Kost gemeinhin als ungenießbar, wenn nicht gar gefährlich. Von irgendwoher hörte ich ein metallisches Klappern: ein Hund leckte am Feuer einen Kochtopf aus. Als sie meinen irritierten Blick bemerkte, warf ein zehnjähriges Mädchen, das sich gerade eine Zigarette von mir erbettelt hatte, zielsicher mit einem Stein nach dem Hund, und der trollte sich mit einem überraschten Winseln; anschließend schleuderte sie das Gefäß in die Höhe, so daß er an einem passenden Ast hängenblieb, hockte sich selig lächelnd wieder auf die Erde und blies den Rauch genüßlich aus den Nasenlöchern. Der wichtigste Bestandteil meines Proviantpakets war eine Salami von fast einem Meter Länge mit einer Bauchbinde in den Nationalfarben. Ich gewann viele Sympathien, als ich ein Drittel davon absäbelte und weitergab; es war das Signal für ein kurzes, heftiges Gerangel. Dann sahen mir dreißig Augenpaare andächtig zu, wie ich ein Butterbrot und einen Apfel verspeiste, das Ganze untermalt von vielstimmigem leisem Flüstern. Ich nahm drei hastige Riesenschlucke aus meiner Weinflasche, bevor ich sie weiterreichte. Sie schienen teils fasziniert, teils beunruhigt durch meine Anwesenheit. Warum das so war, konnte ich mir nicht erklären; vielleicht galten alle Fremden, wenn sie nicht Opfer waren, als Unheilsboten. Anfangs konnten wir uns nicht verständigen; aber ich hatte schon die Ohren gespitzt. Mir war, als endete der gemurmelte Satz mit dem Wort *pani*, das Hindi-Wort für Wasser, wie jeder, der auch nur einmal entfernt mit Anglo-Indien zu tun hatte, sofort weiß. Als ich mit fragendem Blick auf den Wasserkrug deutete und wissen wollte, was darin sei, antworteten sie mit dem ungarischen Wort >>Víz<<; geschickt erwiderte ich: >>Nem [nicht] víz! Pani<<. Die Sensation war perfekt! Verblüffung und Staunen stand in den vom Feuer erhellten Gesichtern. Als ich die Finger meiner Hand hochhielt und >>Panch!<< sagte - das Wort für >>Fünf<< in Hindi und Romani (auf Ungarisch heißt es *öt*) - , wuchs das Erstaunen noch weiter. Ich versuchte mein Glück mit den einzigen anderen Wörtern, die mir aus der Lektüre von *Lavengro* im Gedächtnis geblieben waren. Ich zeigte auf meine Zunge und fragte >>Lav?<<; leider ohne Erfolg; ihr Wort dafür lautete *tchib*. Ein weiterer Mißerfolg war >>penning dukkerin<<, Borrow - genauer gesagt Mr. *petul engro s* - Wort für >>Wahrsagerei<<. Mehr Glück hatte ich mit dem Wort *petul engro* selbst, zumindest mit der ersten Hälfte. Das gesamte Wort (bei Borrow bedeutet es >>Hufeisen-Meister<<, also Hufschmied) löste keinerlei Reaktion aus, doch als ich es zu *petul* abkürzte und dabei auf den Amboß wies, verschwand ein kleiner Junge in der Dunkelheit und kehrte wenig später triumphierend mit einem Hufeisen in der Hand zurück.

Als sie das Spiel einmal begriffen hatten, nannten sie, sobald ich auf einen Gegenstand zeigte, das entsprechende Wort in ihrer Sprache. Die meisten lachten, nur ein oder zwei schauten besorgt, als würden hier Stammesgeheimnisse ausgeplaudert. Auf meinen zum Himmel emporgereckten Finger und die Frage >>Isten?<< (das ungarische Wort für >>Gott<<) kam, wie aus der Pistole geschossen, die Antwort >>Devel!<<, was im ersten Moment überrascht, weil es ja der englische Ausdruck für den Teufel ist, bis man an das Hindi-Wort Deva und seine mutmaßliche Wurzel im Sanskrit denkt. Die dunkelhäutigen Gesichter strahlten vor Eifer. Glänzendes Haar, dunkle Augen, kastanienbraune Haut und, bei den Frauen, der wiegende Gang und die zerbrechlich zarten Hand- und Fußgelenke - all dies nährte die

Vorstellung, daß sie sich im Grunde kaum verändert hatten, seit sie Belutschistan oder Sindh oder die Ufer des Indus verlassen hatten.

Die eigene Sprache, das Romani, ist das, was am meisten die Identität der Zigeuner ausmacht. Sie ist Teil ihrer tragbaren Heimat, ein Werkzeug, mit dem sie sich in einer immer neuen Umwelt einrichten können. Und genauso ziehen wir mit unserer Sprache von einem Buch zum nächsten, richten uns an immer neuen Orten ein, und vielleicht lassen wir sogar unsere geheimen Zeichen da, wo es uns besonders gefallen hat.

Patrick Leigh Fermor mit seiner Neugier, seiner Aufgeschlossenheit, seiner Begeisterung für alles Exotische ist der ideale literarische Zigeuner, ein Bruder im Geiste von uns, und auch wenn er – außer einem Stück des (ausgesprochen komischen) rumänischen Nationalepos, das er uns *en passant* serviert – nichts übersetzt.⁴ Immer versucht er Gemeinsamkeiten zu erkennen, die eine Kultur aus der anderen zu erschließen, immer will er verstehen und vermitteln. Und um andere an etwas Fremdem teilhaben zu lassen, dazu sind doch auch wir da.

Fahrende Musikanten ... später auf seiner Reise erlebt Fermor noch einmal die Magie der Zigeunermusik, eine Musik, die Körper und Seele und Geist erfaßt und die Zuhörer in eine Art Trance versetzt, ein Erlebnis, wie es allenfalls noch die Italienkundigen unter uns von der Tarantella kennen:

Wir verspeisten ein Paprikahühnchen in einem Restaurant und tranken Kaffee unter freiem Himmel. Dann lockten uns Lärm und Musik in ein sehr viel einfacheres *vendéglö*, voll mit Schäfern und Rinderhirten. Es waren struppige, hartgesottene Burschen in hohen Schaftstiefeln oder rohedernen Mokassins mit verschnürten Wadenriemen; sie trugen kleine schwarze Hüte und rauchten seltsam anmutende Deckelpfeifen mit metallenen Köpfen und sechs Zoll langen Stielen aus Schilfrohr oder Bambus; die hochgeschlossenen Kragen der besser gekleideten unter ihnen waren auch ohne Krawatte so eng, daß sie kaum Luft bekamen. Die Zigeunerkapelle bestand aus einer Geige, einem Cello, einem Kontrabaß, einem Zimbalon und - zu meinem großen Erstaunen - einer reich verzierten Harfe, einem zerkratzten, goldfarbenen, etwa sechs Fuß hohen Instrument, das zwischen den Knien eines sehr dunkelhäutigen Harfenspielers ruhte. Seine Hände glitten über die Saiten und untermalten die trägen, sinnlichen Melodien und jähren Temperamentsausbrüche mit einem sanften Plätschern. Einige Gäste waren bereits betrunken: allenthalben sah man verschütteten Schnaps, glasige Augen und selig lächelnde Gesichter. Wie alle Landbewohner, die sich in die Stadt wagen, waren die Neuankömmlinge zunächst schüchtern und unbeholfen, aber das änderte sich rasch. Ein Tisch mit einer besonders ausgelassenen Gesellschaft, die lautstark nach wilderer Musik und stärkeren Wein verlangte, schien dem Delirium nahe. >>Gleich fangen sie an zu weinen<<, sagte Miklos mit einem Lächeln, und er hatte recht. Aber es waren keine Tränen des Kummers; es war eine Art Verzückerung, die diesen wettergegerbten Gesellen das Wasser in die Augen treten ließ. Damals hörte ich zum ersten Mal das Wort *mulatság* – es bezeichnet die Freude, die Ausgelassenheit und die Melancholie, und manchmal auch die Zerstörungswut, die die Saiteninstrumente der Zigeuner, unterstützt durch spirituelle Getränke, hervorbringen können. Ich war auch begeistert von dieser verachteten Musik, und als wir uns nach ein paar Stunden erhoben und gingen, war auch ich erfüllt vom gleichen rührseligen Glücksgefühl. Eine beträchtliche Menge Weins war durch unsere Kehlen geflossen.

Und das ist die Stelle, an der wir unseren Musikern Gelegenheit geben sollten, uns selbst mit ein wenig *mulatság* zu verzaubern.

Sind wir also Zugvögel und Zigeuner? Eins, das andere oder beides? Vom Vogel haben wir die festen Bahnen – ein wenig zu sehr, wie die meisten oft genug seufzen – und die doppelte Heimat in den zwei Sprachen und Kulturen, von den Zigeunern aber die Offenheit und – auf unsere zaghafte Weise – den Mut.

Und ob Zigeunergeigen oder Trompetenrufe in der Dämmerung: das Schönste an unserer Arbeit ist, daß wir es ja eigentlich immer mit Musik zu tun haben, mit der Melodie und dem Rhythmus zweier Sprachen, zweier Personen, oder eigentlich dreier, denn in einem Buch hören wir auch immer die Stimme des Vermittlers. Und weil wir also letzten Endes fahrende Musikanten sind, soll, mit noch einem letzten Stückchen Patrick Leigh Fermor, Musik auch hier in meiner kleinen Dankrede das letzte Wort haben.

Der Juli bescherte uns Scharen junger Transsilvanier; sie suchten mit ihren Familien am Fluß Zuflucht vor der Hitze Budapests, das sich im Sommer in eine geradezu tropische Kapitale verwandelte. Bei István wurde gefeiert, gepicknickt und gebadet, und wir spielten Tennis, bis es zu dunkel war, den Ball zu sehen – der Platz lag in einer Vertiefung zwischen dichten Bäumen wie ein schat*Tiger* Brunnen; und dann wurde getafelt, und alle versammelten sich in der abblätternen Pracht der Salons ums Klavier und sangen; manchmal tanzten wir auch zum Grammophon. Manche Platten hinkten nur um ein oder zwei Jahre hinter der Mode her, andere um vieles mehr: *Night and Day, Stormy Weather, Blue Skies, Lazybones, Love for Sale, Saint Louis Blues, Every Little Breeze Seems to Whisper Louise*. István erwies sich als achtbarer Klavierspieler – >>aber nur für solche Sachen<< –, und die Tasten hüpfen unter Improvisationen, Boogie Woogie, unter Synkopen und Glissandi, und zum Abschluß machte er jedesmal eine Drehung auf dem Schemel, bei der er mit dem Daumen über die gesamte Klaviatur fuhr, vom Baß bis zu den höchsten Höhen.

Jeder Tag im Dorf war ein Festtag, ein Feiertag, eine Hochzeit. Die Zigeuner waren in ihrem Element, und es gab kaum eine Zeit, wo ihre Musik nicht in der Luft lag, und auf den Dorfplätzen drehten sich die Tänzer im Kreise, oft zweihundert und mehr, in wunderbaren Kleidern, die Hände einander auf die Schultern gelegt; und wenn im Takt von *hora* und *sârba* alle zusammen dreimal mit dem Fuß aufstapften, verschwand die ganze Pracht einen Augenblick lang in einer Staubwolke. (Später lernte ich all diese Tänze selbst.) Spät abends war diese Glut am feurigsten, besonders wenn es eine Hochzeit zu feiern gab und Bräutigam und Brautjungfern mit Gusto ihre Entführung inszenierten. Wenn die Rhythmen von *High Hat, The Continental* oder *Get along, little dogie* zwischen den halbblinden Spiegeln und den Kerzenhaltern und den Porträts des kastély einen Moment lang aussetzten, drang das Stakkato der Schreie, wenn die Braut gepackt wurde, schrill, doch gedämpft durch die Entfernung, vom Dorf herauf und durch die hohen Fenster. >>*Hai! Hai! Hai! Hai!*<< Der Tanz wurde bis spät in die Nacht vom jungen Aprikosenschnaps befeuert, und die Fiedeln und Zithern und Klarinetten und Baßgeigen klangen durch das ferne Jauchzen des ländlichen Fests; dann gingen Bögen, Hämmer und das Schnattern der Bläser wieder in den Klängen von *Dinah* unter, in unserem eigenen Ringelpiez unter dem Kronleuchter.

Dinah,
Is there anyone FINER?
In the state of CAROLINA?
If there IS and you KNOW HER
SHOW HER TO ME!
Every night,
Why do I
SHAKE WITH FRIGHT?

Because my DINAH MIGHT
Changehermindaboutme!

Dinah,
Gibt's ein Mädchen, das ist FEINER?
Im ganzen Staat von CAROLINA?
Und wenn ihr sagt DIESE HIER,
DANN ZEIGT SIE MIR!
Und den Abend lang
Ja die Nächte lang
BIN ICH BANG
Daß meine DINAH DANN
Sichsnochandersüberlegt!

>>*Hai, pe loc, pe loc, pe loc, pe loc!*<< Die Tänzer unten im Dorf stampften im Takt. >>*Sa rasara busuioc!*<< (>>Stampft auf den Boden, stampft auf den Boden!<<)

Dinah,
With her Dixie eyes BLAZIN'
How I love to sit and GAZE IN-
-to the eyes of Dinah Lee ...

Dinah,
Und die Dixie-Augen BLITZEN
Ich könnt ewig nur hier SITZEN
In die Augen sehn von Dinah Lee ...

>>*Foiaie verde, spic de griu, mai!*<< Der klagende *doina* echter Zigeuner drang durch das Dunkel, gefolgt von einem näselnden Klarinettenwirbel, doch die grünen Blätter und die Weizenähren des Volkslieds hatten keine Chance:

DINAH!
If she should wander to CHINA,
I would board an ocean LINER,
JusttobewithDinahLee ...

DINAH!
Führ sie morgen schon nach CHINA
Müßt ich mit in dieses KLIMA,
DennichbliebbeiDinahLee ...

Könnten wir uns eine bessere Überleitung zum folgenden Teil des Abends wünschen?

1. Mit Gabriele Kempf-Allié, der ein Gutteil von Ehre und Preis gebührt.
2. Richard Powers, *Das Echo der Erinnerung*, Frankfurt: S. Fischer 2006.
3. Patrick Leigh Fermor, *Zwischen Wäldern und Wasser*, Zürich: Dörlemann 2006.

Das stimmt nicht ganz. Er hat einmal Colette übersetzt, und in seinen karibischen Erinnerungen, die 2009 auf Deutsch bei Dörlemann erscheinen sollen, jongliert er kunstvoll mit Englischem und Französischem.